

SONNTAG

34. Jahrgang. ♦ Nr. 4

Beilage zum „Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Berlin, 28. Januar 1917

Frauenklage.

Von Eleonore Kallomsta.

Man tat uns dieses an und frug uns nicht!
Den großen Tod beschloßen alle Lande,
Und uns, uns frug man nicht; uns hört' man nicht,
Man löschte unser Wort so wie ein schwelend Licht,
Umloht, durchglüht von roten Hasen Brande.

Man tat uns dieses an und frug uns nicht,
Als ob wir nichts damit zu schaffen hätten,
Als ob nicht wir des Lebens einziges Cor,
Nicht wir des heiligen Stromes ewige Betten!

Es können Männer nicht verstehn, nicht wissen,
Was töten heißt, was sterben leben heißt;
Sie sind von einem Drang hinweggerissen
In Zeugung und in Cotschlag, und es weißt
Ihr ganzes Sein zur raschen, kühnen Tat;
Sie sehn das Leben so wie einen Dom
Der fremde, wenn er dasteht, kühl vollendet.
Doch wir, wir sind es ja, die ihn gespendet,
Wir die Erbauer, die in unrem Leib
Mit heiligem Schauer fügten Zell zu Zelle,
Bis er bereit stand, um die hohe Welle
Des Orgelklanges in sich aufzunehmen. . .
Und heut sehn wir das Werh, das wir errichtet,
Zu viel Millionen Malen raub vernichtet!
Wir Frauen, die wir allzu lang geschwiegen.
Doch heute war's zuviel. Es sind in uns
Die Leiden höher als der Mund gestiegen,
Sie drängen machtvoll sich aus uns heraus,
Zum Wort geworden in die Welt zu fliegen!
Wir waren Ohr, nun werden wir zum Mund.
Wir waren Aug, nun werden wir zur Hand.
Wir wollen es mit Hand und Mund verhindern,
Daß solche Blutzelt unsern Kindeskindern
Noch einmal wird!

Wir wollen, wenn die blutige Zeit verbrault,
Von Land zu Land uns an den Händen fassen
Zu einer Kette Nimmer-wieder-laffen,
So fest, daß nie sie sprengt die Männerfaust.

Wir waren Aug, nun werden wir zur Hand!

An der Wiege des „Vorwärts“.

Von Wilhelm Bloß.

Daß im „Vorwärts“ nun wieder geordnete Zustände obwalten und daß er wieder das Zentralorgan der Partei geworden, statt die Sonderinteressen der nach Verstärkung der Organisation trachtenden Seitenbildungen zu fördern, muß jeden organisationstreuen Parteigenossen mit Freude erfüllen. Wenn dabei Schwierigkeiten zu überwinden sind, so erinnere ich heute daran, daß schon an der Wiege des Blattes, als es noch „Berliner Volksblatt“ war, sich nicht wenige Schwierigkeiten aufstürmten. Das war vor dreißig Jahren und ich hatte damals das Vergnügen, mich unter den Geleitern des neugeborenen Berliner Parteiganges zu befinden.

Es kam zur Welt am 1. April 1884 und ich war zum leitenden Redakteur berufen worden. Das war ein Posten, zu dem sich damals niemand drängte. Denn wir befanden uns in der Hochflut der sozialistischen Verfolgung. Ich nahm das schwierige Amt, zu dem mich namentlich Paul Singer berufen zu sehen wünschte, nur auf dessen dringendes Zureden an. Singer, der damals zum äußersten rechten Flügel der Partei gehörte, hatte die Mittel zum Betrieb des Blattes bereitgestellt. Er machte es mir zur Pflicht, alles anzubieten, um das Blatt unter dem Sozialistengesetz zu erhalten, da es dringend notwendig geworden war, weil die Stöckerische Richtung ein von einem ehemaligen Parteigenossen inspiriertes „Arbeiterblatt“ geschaffen hatte, um Verwirrung in die Reihen der sozialistischen Wähler zu tragen.

Ueber dem leitenden Redakteur, das sah man voraus, mußte unter dem über Berlin verhängten „kleinen Belagerungszustand“ sogleich das Damoklesschwert der Ausweisung schweben. Als einige Zeit nach der Gründung des Blattes der Parteigenosse Hugo Röbiger aus Bera in die Redaktion desselben berufen wurde, traf ihn sogleich ein Ausweisungsbefehl. Dagegen schützte mich während der Tagung des Reichstages meine Eigenschaft als Abgeordneter. Die Zeit der Session reichte aus, um den Redaktionsbetrieb in Gang zu bringen, und nachher konnte man ja weiter sehen, was zu tun.

Unter diesen Umständen mußte der verantwortlich zeichnende Redakteur ein möglichst unbekannter und harmlos erscheinender Mann sein. Wir wußten wohl, daß wir die Polizei nicht täuschen konnten, aber wir wollten sie möglichst wenig reizen. Singer präsentierte mir eine für diesen Zweck sehr geeignete Persönlichkeit. Es war der frühere preussische Leutnant Gutzzeit, später als „Naturmensch“ und dementsprechender Schriftsteller bekannt. Ich glaube kaum, daß er sich über die Bedeutung des Postens klar war, auf den er gestellt wurde. Von seinen Schrüllen abgesehen, war er ein braver und seelenguter Mensch und von einer fündlichen Naivität. Als er die erste Vorladung vor den Untersuchungs-

richter bekam und ich ihn instruierte, wie er sich beim Verhör zu benehmen habe, sagte ich ihm, wenn er gefragt werde, wer den infrimierten Artikel verfaßt oder zum Druck befördert habe, so solle er nur sagen, er wisse es nicht. Er konnte es auch nicht wissen. Aber er rannte aufgeregt im Zimmer auf und ab und rief: „Ich muß doch die Wahrheit sagen“. Er wußte nicht, daß dem Angeklagten das Recht des Zeugens ausdrücklich vorbehalten ist.

Anfangs war ich mit Gutzzeit in der Redaktion allein und mußte ich alles allein machen, ausgenommen die Lokalberichte, welche von den Reportern geliefert wurden. Wir hatten als Redaktionslokal ein ganz kleines Hinterstübchen, das auf einen düstern Hof ging, zur Verfügung; im vorderen, etwas größerem Zimmer, befand sich die Expedition, welche unser alter Parteigenosse, der jetzige Reichstagsabgeordnete Ferdinand Walb, damals noch ein tüchtiger Dreißiger, verwallete.

Von einer Entwicklung wagten wir damals noch nicht zu träumen.

Das Blatt konnte nur vier Seiten stark erscheinen und die Konkurrenz mit den anderen Berliner Blättern, von denen viele zweimal erschienen, war sehr schwer. Die Konkurrenz zwang uns, um nur ein Beispiel anzuführen, die Gewinnlisten der Staatslotterie abzudrucken, welche uns auf den beschränkten Raum sehr lästig fielen. Da alle Partei- und Gewerkschaftsorganisationen angeklagt waren und der kleine Belagerungszustand herrschte, so konnte auch die Propaganda der Parteigenossen für das Blatt nur langsam wirken. In drei Monaten zählte es 2400 Abonnenten.

Ich mußte einen zweiten Redakteur haben und es wurde mir ein sehr tüchtiger junger Journalist, Leo Horn, politisch eine farblose Persönlichkeit, zugeteilt; politischer Hauptmitarbeiter war Wilhelm Hajencleber und ich sorgte dafür, daß das Blatt so viel sozialistisches Gehalt bekam, als unter dem Sozialistengesetz überhaupt möglich war, wenn man die Polizei nicht zum Verbot provozieren wollte. Später trat auch Kurt Baake, damals noch ein ganz junger Mann, in die Redaktion ein.

Die Stellung eines leitenden Redakteurs an einem Parteiblatt war unter dem Sozialistengesetz eine äußerst schwierige. Sie erforderte die bekannte „Ahnungserosshaut“, namentlich gegenüber den vielen Bessermännern unter den Berliner Parteigenossen. Ich ließ mir aber von diesen absolut nicht imponieren. Schon als ich den Prospekt für das Blatt ausgab, bemerkte ich, daß er einer Anzahl von „Autoritäten“ zur Begutachtung vorgelegt wurde, und ich war fest entschlossen, lieber gleich von der Redaktion zurückzutreten, als mir eine Bevormundung von dieser Seite gefallen zu lassen. Es wurde indessen keine Forderung versucht. In dem Prospekt war die Taktik angegeben, mit der ich die Rippen des Sozialistengesetzes zu umschiffen hoffte, was mir auch gelang, nachdem vorher jeder Versuch, ein sozialistisches Blatt in Berlin herauszugeben, von der Polizei brutal vereitelt worden war.

Die Situation war nun so, daß ich in der Front gegen mich die Polizei hatte, die gespannt darauf lauerte, daß sich jene Gelegenheit bieten würde, ein Verbot des Blattes „begründen“ zu können. Rechts hinter mir mahnten Singer und seine Freunde unablässig, auf die Erhaltung des Blattes bedacht zu sein, denn man wollte die für das Unternehmen gegebenen Geldmittel doch nicht „zum Fenster hinausgeworfen“ haben. Links hinter mir aber regten sich die Parteigenossen, denen das Blatt „nicht radikal genug“ war, und so begann auch hier jenes demagogische Spiel, das schon so viel Unheil angerichtet hat. Es wurde unaufhörlich gewöhlt, namentlich von Leuten, die sich sonst vorstichtig zurückhielten. Ich setzte ihnen auseinander, daß das Blatt nicht anders redigiert werden könne, wenn es bestehen bleiben sollte. Besonders ist mir eine Persönlichkeit, die ich nicht nennen will, im Gedächtnis geblieben, die auf alle meine Darlegungen nur papageitenartig antwortete: „Das Blatt muß radikaler sein!“ Das imponierte mir aber weniger, als den Römern die ewige Warnung des alten Cato an die Zerstörung von Karthago; ich wurde, wie man sagte, „jüddeutsch faugrob“ und erreichte damit, daß man mir persönlich mit der Kritikelei und Bessermifferei vom Halbe blieb. Hinter meinem Rücken wurde sie natürlich eifrig fortgesetzt. Es gab auch damals schon Elemente in Berlin, welche gegen Parteigenossen dieselbe rohe Sprache führten, die heute in den „Spartakus“-Flugblättern üblich ist. So schrieb ein Student namens Grünzig, der als Sozialdemokrat aus Berlin ausgewiesen worden, aus New York an die Reichstagsfraktion, die sozialdemokratischen Abgeordneten mühten an den Ohren aus dem Reichstage herausgeführt werden. Und das war in jener Zeit, die man heute „das Goldenzeitalter der Sozialdemokratie“ nennt.

Die Masse der Parteigenossen hatte anfangs dem neu ins Leben tretenden Blatte wie einem auf ferner Bühne aufgeführten Schauspiel zugesehen. Man glaubte nicht mehr an die Dauer eines solchen Unternehmens und erwartete täglich ein Verbot. Als aber das Blatt sich hielt und als es vergrößert wurde und damit konkurrenzfähig wurde, stieg das Interesse für das Unternehmen rasch. Unter dem Sozialistengesetz konnte es natürlich nur eine mäßige Verbreitung gewinnen. Immerhin zählte es 10 000 Abonnenten, als das Gesetz abfiel.

Ich gab die Redaktion ab; nachdem ich die Maschine in Gang gebracht, und blieb noch etwa ein Jahrzehnt ständiger Mitarbeiter des Blattes.

Der märkische Feudalstaat.

Von Hans Deuß.

Kurfürst Friedrich I. hatte die märkischen Adligen zu seinen Vasallen gemacht. Kurfürst Joachim I. hatte ihnen sogar das Recht zu rauben genommen und sie genötigt, von der Arbeit zu leben, Landbau zu treiben, anstatt auf der Landstraße Leute zu suchen. Diese große Rechts- und Wirtschaftsumwälzung hatte aber leider auch üble Folgen. Die wilden Energien wurden zwar zahm und „friedlich“, aber darum nicht minder schädlich. Die zum Ackerbau genötigten Vasallen fingen auch ihr neues Gewerbe mit „Expropriationen“ an; sie nahmen sich, als sie nicht mehr Geld und Gut nehmen durften, Land und Leute. Das Bauernlegen fing an, und der Frondienst entwickelte sich. — Leider eine Quelle des Unheils auch für den Staat. Dinge führt auf diese Entwicklung den Typus des ostelbischen Junkers zurück, in dem sich „eine Bewohntheit zum Herrschen, Befehlen und Disponieren“ ausbildete.

Die Landesherren konnten im eigenen Interesse nicht ruhig zusehen, als sich der Druck der Fehde und der Brand- schädigung in einen solchen aufhörigen Bauern umbildete. „Aber“, so heißt es bei Ginge, „diese landesfürstlichen Bestrebungen blieben ohne Kraft und Nachdruck, weil der Landes- herr zu abhängig vom Adel war und seinen guten Willen brauchte wegen der Steuern, die auf dem Landtage bewilligt werden mußten. . . Auf dem Landtage führte der Adel das große Wort.“

Kurfürst Joachim II. mußte dem Adel sogar einen Revers ausstellen, nach dem Bündnisse nicht ohne die Zustimmung „gemeiner Landräthe“ geschlossen werden durften — eines Ausschusses der Ritterschaft, durch welchen sie also auf die auswärtige Politik einen bestimmenden Einfluß gewannen. Die Ritterschaft verlangte sogar, daß der Kurfürst auch seine Beamten, die „Hofräthe“, nur aus dem eingetragenen Adel wählen dürfe, der nur von eingeborenen Standesgenossen regiert werden sollte. Klüßig „Arme vom Adel“, d. h. kleinere Gutsherren, die nicht gleich den größten im Landtage vertreten waren, schickten im Jahre 1542 eine Klage an den Ausschuh des Landtages und diesen selbst. Sie schelten darin über „bösen Unrat“ und unordentliches Regiment, das „fremde Räte“ des Kurfürsten verschuldeten; diese „möden wir affekten und plögen mit egen Dissen“. Ja, sie steigen zu der Drohung der Selbsthilfe auf: wenn die Stände nichts täten, „so möden wir sien, dat wi einen oder vier by de Reke kriegen“ — ein feudaler Ausdruck für „umbringen“. Diese kräftige Sprache, die etwas an den Bund der Land- wirte erinnert (so fährt Ginge wörtlich fort) verdroh den Kurfürsten. Er begrüßte sich aber mit einer Art Rechts- vermahnung — nach dem Lehntrecht des Sachsenpiegels seien die Räte „ein Stück seines eigenen Leibes“. Er war ohn- mächtig; die Vasallen regierten in Wahrheit. Der Feudal- staat hatte sich aus seiner eigentlich anarchischen Form erst recht entwickelt; die Macht in ihm lag in der Hand der Vasallen.

Ganz ebenso, nur etwas „oligarchischer“ waren die Ver- hältnisse im Lande Preußen, das an Brandenburg fiel. Ein kleiner Kreis von adligen, streng lutherischen Familien regierte dies Land; die reformierten Dohnas durften nicht mit walten. Die herrschende Clique konspirierte mit dem Könige von Polen gegen den Großen Kurfürsten, den sie ebenso wenig anerkennen wollten, wie der märkische Adel Friedrich den Ersten. Der Verrat machte das Maß voll. Der Große Kurfürst ließ mit list und Gewalt den Räteführer der Ver- schwörung in Warschau festnehmen, ihn foltern, um seine Mit- schuldigen zu ermitteln, und hinrichten. — Christian Ludwig von Kalckstein. Diese Gewaltthatung zwang allerdings den ostpreussischen Adel, sich dem neuen Militärstaat anzubequemen, aber auch dieser dritte Zusammenschuh der Hohenzollern mit ihren Vasallen erschütterte nicht die feu- dale Macht. Beim Regierungsantritt Friedrichs III. gab „ein Ostpreuße“ („vielleicht ein Dohna“, sagt Ginge) dem Minister von Fuchs eine Aufklärung über die Zustände in Ostpreußen. Die Ritterschaft regiere das Land allein; der Landesherr müsse sich mit ihr und seine Autorität, ja schier mit sein Brot herumbetzen. „Wo jemand in Preußen es ver- mag dahin zu bringen, daß er Landrath und Hauptmann wird, so ist ihm und allen seinen Dehmen und Schwägern schon geholfen, und die kleinen Rebenjunkere müssen den Herrn Hauptmann und den Herrn Landrath als einen Ab- gott verehren. . . Müchte dazu Serenissimus ihnen noch seine Deconomica also zur Disposition stellen, als solche in Polen die Starosten zu sich gezogen haben, ei ja! Das hätten wir gerne!“

Der neue Militärstaat, der sich damals bildete, übernahm also ein sehr starkes Stück aus dem Feudalstaate. In den rheinisch-westfälischen Teilen des neuen Staates (Cleve und Mark) ließ der Große Kurfürst allerdings einen be- sonders hervorgetretenen Edelmann einsperren, aber der Fürst mußte sich doch bequemen, alle nicht eingeborenen Beamten zu entlassen und alle übrigen Beamten auf die ständischen Rechte zu vereidigen. Erst nach 1681 gelang es ihm, durch- zusehen, daß er Truppen ins Land legen durfte.

Auch die Stände in der Mark widerstrebten dem Kur- fürsten, als er ein stehendes Heer einrichtete, aber hier ging es mit einer „Verstimmung“ ab. Der Adel legte gegen ein „Septennat“ für das Heer eine Erweiterung seiner Privilegien durch. Der Kurfürst mußte dieses Zu- geständnis machen, um die Anerkennung des neuen Militär- staates beim Adel zu erreichen. Die Unbequemung an die

neue Staatsidee mußte dem Adel abgekauft werden. So endete dieser Zusammenstoß an einem neuen Wendepunkte des Staatswesens. Im kurzmarkigen Landtagsgesetz vom 26. Juli 1863 erhielt der Adel dafür, daß er seinen Widerstand gegen den Militärstaat aufgab und das Geld der anderen bewilligte, — in den meisten Landesteilen war der Adel selbst steuerfrei — das Recht, seine Herrschaft über die Bauern ohne Störung zu verschärfen und zu erweitern.

Auf der Grundlage der neuen Militärverfassung entwickelte sich der Absolutismus. Der Militärstaat wurde auch Polizeistaat. Die Macht der feudalen Stände erlosch. In Mecklenburg siegten in diesen Kämpfen zwischen Feudalstaat und Volkstaat die Adligen über die Herzöge. Deshalb hat Mecklenburg die Jahrhunderte des Volkstaates und des aufgeklärten Despotismus „verpaßt“; der alte Feudalstaat blüht heute als eine Art staatsrechtlicher Naturpark weiter.

Ein Schweizer Offiziersroman.

Von Hermann Wendel.

Paul Jig, der, wie man zu sagen pflegt, rühmlich bekannte Schweizer Dichter, hat einen Offiziersroman erscheinen lassen, „Der starke Mann“ benannt, der die öffentliche Meinung seines Heimatlandes ähnlich aufwühlt, wie seinerzeit Beyerleins „Jena oder Sedan“, die Deutschlands oder Junos „Polstängel Strohsinken!“ die Frankreichs. Während die rechtslebenden Blätter in dem Buch nichts als eine giftige Schmähung des Heeres sehen und den Verfasser desselben herb rüffeln, reißt ihm die demokratische Presse die Bürgerkrone, weil sein Werk eine mutige Tat bedeute.

Eine kurze Inhaltsangabe des Romans gibt am ehesten den Schlüssel zu diesem Streit der Meinungen. Im Mittelpunkt steht als der starke Mann der Oberleutnant Adolf Zenggenhager, ein Berufsmilitär oder wie man in der Schweiz sagt, Infanterieoffizier. Dem Reiterregiment Guides angehörend, ist er zeitweilig nach dem kleinen Truxstadt zur Infanterie kommandiert. Hier denkt der seiner bäuerlichen Herkunft sich schämende, der seiner bescheidenen Heimat Entschieden die Tore zu dem aufzuklaren, was er große Welt nennt. Sein Verfehr sind junge Tugler aus begüterten und handesbewußten Kreisen, seine Anbetung gilt der hochmütigen Tochter seines Vorgesetzten aus altem Patrizierhause. Wie er sich privat geberdet, so ist er dienstlich. Seine Untergebenen folgt er hart an und wagt ängstlich den Abstand zur Mannschaft, denn mit ganz undemokratischem Kastanienkel betrachtet er den Offiziersstand als den ersten im Staate, die Offizierslehre als etwas strahlend Erhabenes, hoch über dem Ehrbegriff des einfachen Bürgers. Das Volk ist ihm Vöbel, den er mißachtet und haßt. Er nimmt es deshalb auch auf die leichte Achsel, als in den demokratischen Kreisen Truxstads Murren und Mißstimmung entsteht, weil er als Leiter eines Offiziersfestes wegen eines Zwistes mit der einheimischen Musikkapelle eine deutsche Regimentkapelle bestellt hat. Während des Festes kommt es zu einer Kundgebung angebotener und zulommengelaufener Ruhestörer, ein Steinhaag bricht durch die Fenster Scheiben des Festsaals, aber Zenggenhager erringt selbigen Tages, nachdem er sie schlingend heimgeführt, das Jatoort seiner Angehörigen. Da führt ihm bei der Rückkehr in die Kaserne der Zufall ein paar Nachzügler der Kundgebung in den Weg. Ein Verwegener tempelt ihn gewaltig an. Der Offizier steht seinen Arroganz und schlägt den Hügel nieder. Obwohl ihn das Kriegsgericht freispricht, meiden ihn, ängstlich geworden, die Kameraden, und die oberste Behörde zwingt ihm den Abschied auf: „Bei und muß jeder,“ sagt ihm einer der Vorgesetzten, „auch der schneidigste Draufgänger mit der Zeit nachgeben. Der Widerstand ist zu groß und zu elementar.“ Jetzt, da er auf schimmernde Spauletten und blizende Klinge verzichtet haben mußte, zeigte sich, daß Zenggenhager ganz und gar nicht der starke Mann ist, als der er gelten wollte: doppelt entwürzelt ist er, aus dem Heimatboden herausgerissen und aus seiner Kasse herausgeschleudert, und da ihm auch die Glanz und Zukunft verheißende Braut entgleitet, tötet er sich nach einem Sturz im Pferderennen, bei dem er noch einmal das Schicksal meistern wollte.

Der Verlag des Romans (Huber u. Co., Frauenfeld und Leipzig) hat in einer Zusaft an die „Basler Nachrichten“ dagegen Verwahrung eingelegt, daß „Der starke Mann“ als Tendenzbuch

Zenggenhager als Verkörperung des schweizerischen Offiziers betrachtet werde. Nun ist Paul Jig ein so echter und ernster Dichter, daß er von vornherein gegen den Vorwurf der Tendenzliteratur geschützt ist: ein inneres Muß riß ihn auf, die Gestalt Zenggenhagers in den Mittelpunkt eines Romans zu stellen, ein inneres Muß führte ihm bei der Entzerrung und Farbgebung im einzelnen die Hand. So fehlt dem Buch die höhere Objektivität jedes wahren Kunstwerkes ganz und gar nicht. Daß Jig seinen Adolf Zenggenhager nicht als den Vertreter des Schweizer Offiziers angesehen wissen will, etwa wie der „Eimplacitimus“, in Friedenszeiten versteht sich, in ermüdender Eintönigkeit den Typ des preussischen Leutnants vorführt, geht aus den anderen Offiziersgestalten des Romans ohne weiteres hervor. Da ist der Oberstleutnant Grömann, ein Schweizer Offizier vom alten Schlag, der sein demokratisches Herz auf dem rechten Fleck hat, da ist der Oberstleutnant Huggentobler, ein braver Familienvater und besorgter Karrierehader, der sich aus Angst vor einem Pruch in der Laufbahn um jede entchiedene Stellungnahme herumdrückt, da ist ferner der aristokratische Major Ziegler, das Bild einer ohne Pose imponierenden Persönlichkeit, die es verstand, mit den vorhandenen Energien hauszuhalten“, da ist endlich der vernünftige Miliz-Oberleutnant Höll, Sekundarlehrer von Beruf, Sozialdemokrat von Gesinnung, auch er, äußerlich wenigstens, keine Idealgestalt: „Den Säbel trug er wie einen Spazierstock, die Haare wie ein Schantlinger und Schuhe wie ein Bergsteiger, dazu einen schmalen, schmalen Zylinder mit schwarzer Schur und hervorsteigende bunte Manschetten“. Aber auch Zenggenhager ist nicht einseitig zerbildet hingeworfen: als ein Mensch wird er geschildert mit hellen und dunklen Reflexen in der Seele, und menschliche Teilnahme begleitet sein Ringen, Verfehlen und Unterliegen. Gutes Tragik geistert um das Schicksal dieses Bauernsohnes, der in eine höhere Klasse hinauf will und den die unerbittliche Kommanditigkeit zerbricht. Seine Kindheit ist seines Lebens gute Zeit. Dann fängt es mit Ueberhäufung der Körperkraft und sportlicher Siege an. Da er Tierarzzeitunde studiert, verdreht ihm das Korpsstudententum vollends den Kopf in der Richtung schönen Scheins und hoher Keuschheit. Er ist ein Streber und will hinauf. Aber bei diesem Mühen durchläßt er Stunden „galliger Enttäufung, die seine beste Jugend bei allem Gelingen mit schweren Schattens und Härten verdüsterten“. Er muß sich auf Schritt und Tritt Zwang, Anpassung und Verbaltenheit auf-erlegen, und als er endlich oben zu sein glaubt, wird er doch die innere Unsicherheit keinen Augenblick los. Der Haß gegen den Demos steht in diesem innerlich verärrerten Menschen der in guten, aufgelösten Augenblicken, unbläffert wie er ist, einem großen Anaben gleich, deshalb so tief und giftig, weil er allzu oft „Heberinsinken“ in sich rebellieren läßt. Bei aller Aufgewecktheit kommen ihm oft Zweifel über den eigenen Wert, und seelische Widersprüche werfen ihn zwischen entgegengesetzten Empfindungen hin und her. Dem Elternhaus und seinem schlichten Blut abgesehen, wird er doch wieder von Heimatgeföhlen und von heiß quellender Liebe zum Vater, zur Mutter, zur Schwester gepakt; dann wieder schlägt bei der Geliebten seine Egriffenheit jäh in Gewalttätigkeit um — es ist eben kein papierner Aktivist eines schlechten, widerwärtigen Charakters, den der blutige Dilettant aus militärischen Popanz erfinden könnte, sondern die lebendige Entwicklung einer in Dampfkraft verstrickten Menschenseele, die hier von keiner Künstlerhand festgehalten wird.

Und doch reicht Adolf Zenggenhagers Geltung weit über die einer beliebigen Einzelgestalt hinaus: des Dichters Jirn packte diesen Offizier und sein Schicksal, weil er ihm von der Zeit aufgezwungen wurde. Die deutschen Sozialdemokraten, bemüht, nach Vorbildern und Vergleichspunkten für unser Volkstheater zu suchen, haben die Schweizer Militärverhältnisse vielfach durch eine rosenfarbene Brille betrachtet. Aber auch im Lande Teils ist die Armeekleine demokratische Idylle.

Die Greuel von Denshawai.

Von Bernard Shaw.

Denshawai ist ein kleines ägyptisches Dorf am Nildelta. Neben den bauartigen Häuten unter den Pappirusstauden an der Landstraße und neben den Palmen ragen Türme aus ungebrannten Ziegeln empor. Diese Türme sind Taubenkäfige, denn die Landbewohner halten Tauben, wie ein englischer Landmann Geflügel hält. Man verfuhr, sich die Empfindungen eines englischen Dorfes vorzustellen, wenn eine Gesellschaft ägyptischer Offiziere plötzlich erschien und die

Unter, Gänse, Hennen und Truthähne zu fischen und wegzutragen anfänge, gestügt auf die Behauptung, daß diese Tiere, wie jedermann in China wähnte, wilde Vögel seien und daß die zur Schau getragene Entzerrung der Dorfbewohner nur ein Vorwand sei für ihren Ghinesenhoch. Nun, das ist das britische Kontorfei von dem, was sich in Denshawai zutrug, als im Jahre 1904 eine Gesellschaft englischer Offiziere dorthin ging, Tauben zu fischen. Die Einwohner beklagten sich und petitionierten, aber sie fanden keine Unterstüfung: in der Stunde der Not ließ das Gesetz sie im Stich. Da brachte das Gesetz eine der vornehmsten Familien unter den Landbesitzern, namens Mahfouz, zur Berufung, und ihr sechzigjähriges Oberhaupt, Hassan Mahfouz, sah den Entschluß, sich in eine Wiederholung der Gewalttätigkeit nicht gehorsam zu fügen. Den britischen Offizieren wurde überdies befohlen, ohne die Bewilligung des Dmbeh oder Häuptlings keine Tauben im Dorfe zu fischen.

Man stelle sich die Geföhle Denshawais vor, als am 13. Juni 1905 vier in Khaki gekleidete, mit Flinten bewaffnete britische Offiziere, darunter einer der Schönen des vorigen Jahres, in das Dorf fuhren, begleitet von noch einem Offizier zu Pferd und von einem Dragoman und einem Dmbahi oder Polizeibeamten! Des Hassan Mahfouz orientalisches Blut kochte, und er bedeutete den Offizieren, daß ihnen nicht gestattet werden würde, Tauben zu fischen; aber da sie seine Sprache nicht verstanden, hatte die Warnung keinen Erfolg. Sie schickten ihren Dragoman zum Dmbeh, die Schicksalserlaubnis zu verlangen; aber der Dmbeh war nicht da; und alles, was der Vermittler von dem Stellvertreter des Dmbeh erreichen konnte, war der ziemlich einleuchtende Becheid, sie dürften unter der Bedingung fischen, daß sie sich weit genug vom Dorfe entfernten. Infolge dieser freundlichen Aufnahme entfernten sie sich auf hundert bis dreihundert Jords vom Haus und begannen, auf die Tauben der Dorfbewohner zu fischen. Die Dorfbewohner protestierten und bemächtigten sich schließlich der Spitze des jüngsten Offiziers. Dieser entlief sich im Handgemenge und verwundete drei Männer und das Weib des jungen fünfundzwanzigjährigen Abd-el-Rebi. Die Frau fiel wie tot zu Boden, obgleich sie, wie sich herausstellte, durch einen Schuß Taubenschrot in die Weichteile ihres Vorderes nur vorübergehend kampfunfähig geworden war. Abd-el-Rebi, der Mann der getroffenen Frau, nahm sich die Sache, wie wir zugehören wollen, nicht ganz grundlos zu Herzen. Seine Tenne geriet dazu noch irgendwie in Brand (der offizielle englische Bericht sagt, daß er sie als ein Signal des Aufruhrs für die ganze mohammedanische Welt angezündet habe); und alle Gassenjungen und Summler des Ortes waren augenblicklich zur Stelle. Als die anderen Offiziere ihren Freund in Not sahen, eilten sie an seine Seite. Abd-el-Rebi schlug den mutmaßlichen Mörder seiner Frau mit einem Stock; auch Hassan Mahfouz bediente sich eines Stodes; und die Gassenjungen und Summler begannen mit Steinen und Ziegeln zu werfen.

Fünf Londoner Polizisten würden erkannt haben, daß da nichts anderes zu machen sei, als den Rückzug zu erkämpfen, da es keinen Zweck hat, sich mit einer aufgebrachten Volksmenge einzulassen, besonders wenn man ihrer Sprache nicht mächtig ist. Wie die Sache lag, verurteilten die Offiziere zu bewachtigen, indem sie ihre Verhörsprotokolle pantomimisch zum Ausdruck brachten. Sie lieferten ihre Flinten aus, boten der Menge Wren und Geld an, indem sie „Rachschich“ sarrten, und der älteste Offizier packte den jüngsten tatsächlich beim Kragen und tat so, als ob er ihn wegen des Mordes an der Frau verhafte. Natürlich wurden sie insolge dessen vom Vöbel noch heftiger angegriffen als zuvor, und was sie der Menge nicht gaben, wurde ihnen genommen, ob als Bezahlung für die Tauben, ob als Blutgeld oder einfach als Beute, das wurde nicht weiter untersucht. Die Offiziere, zwei Irländer und drei Engländer, welche die Sache hoffnungslos verderben hatten und nun ernstlich in Gefahr gerieten, särrten jetzt zu ihrem Wagen, wurden aber wieder herangezerrt, und einer der Ausfuhrer wurde niedergeschlagen. Die Offiziere einigten sich nun in dem Beschluß, zu fliehen, und vereinbarten, daß die Engländer, als die Jüngerer, zum Lager laufen und den Irländern Hilfe bringen sollten. Sie stürzten also davon; aber der dritte und jüngste bemerkte die harte Bedrängnis, in der sich die beiden Irländer befanden, erreichte lehr eine nach einem langen Lauf in der ägyptischen Nachmittagsstunde das nächste Dorf, stürzte dort, vom Sonnenstich getroffen, zusammen und gab den Geist auf. Der andere lief weiter und begegnete einer Parrouille, die sich auf den Weg machte, um Hilfe zu bringen.

Der Mann, der die Heimat sucht.

Von Carl Brögger.

Schicksale gebiert diese Zeit, an die keines Dichters ungeheuerlichste Phantasie zu denken wagt. Sie hat Läden auf Menschenjeseelen gewälzt, deren Gewicht jeden kleinsten Schein von Sonne und Freude erdrücken muß. Uralte Mythen künden uns von Menschen, die, unter dem Verhängnis lechzend, das eine mikajünstige Gotttheit ihnen aufstund, durch das Gedächtnis der Zeiten und Völker schreiten.

Vor einigen Tagen wurde in kleinem Kreis eine Geschichte erzählt, der eine Schildung von wahrhaft antiker Bucht zugrunde liegt.

In den schrecklichen Anfangskämpfen bei Verdun warf es neben hundert anderen seines Bataillons auch den Sohn eines begüterten Bauern aus einem oberfränkischen Dorf. Eine schwere Granate plachte dicht bei ihm, und als man den Mann nach Stunden zurücktrug, gab er kaum noch ein Lebenszeichen. Äußere Verletzungen wies er dabei aber nicht auf.

Der bewußtlose Körper wurde in ein Heimallazarett geföhren. Den Arzt war der Mann ein Rätsel. Stumm und teilnahmslos lag er in den Kissen, die Augen immer geschlossen und nur selten durch eine Bewegung andeutend, daß noch Leben in ihm ist. Erst nach Verlauf einer Woche konnte der Arzt feststellen, daß der furchtbare Luftdruck der Granate dem Mann zwei Sinne ausgelöscht hatte. Er war zugleich blind und taub geworden. Die anfängliche Besüchtigung, auch die Sprache konnte verloren sein, wurde nach zehn Tagen als falsch erwiesen. Der Mann murmelte einige unverständliche Worte, tastete mit den Händen die Bettdecke entlang und fragte mit leiser, bedegter Stimme, wo er sei. Die Schwester streichelte seine Hände und sah hilflos zum Doktor auf, der mit gerührter Stirn neben ihr stand.

Es gab keine Verständigung. Jede Stunde fast wiederholte der Mann seine Frage, und immer lautete er mit angestrenzter Miene nach der Seite, wo er den Hauch eines menschlichen Atems im Gesicht spürte. Dann sank er wieder in seine Kissen zurück und hielt das Gesicht starr zur Zimmerdecke gerichtet.

Das ging zwei Monate lang einen Tag wie den anderen. Das körperliche Befinden des Mannes war ausgezeichnet. Ein innerlich ferngefunder Mensch war und trug er, was ihm gereicht wurde und dankte manchmal mit unbeholfenen Worten. Er war ein guter Patient, leicht zu behandeln, nur

wenn er fragte, wo er sei, und keine Antwort vernahm, schmollten ihm die Stirnadern und ein gereizter Ton schrillte in seiner Stimme.

Man überwies ihn zur Behandlung in eine Universitätsklinik. Der Lazarettarzt glaubte fest an eine nervöse Störung, die sich eines Tages plötzlich beheben würde. Vielleicht konnte die Behandlung mit Spezialinstrumenten diesen Tag beschleunigen.

Die Reise in die neue Heilstätte vollzog sich glott. Der blinde und taube Mann spürte wohl, daß er den Ort wechselte, aber alle Fragen, wo er jetzt sei, waren unjont.

Der Fall erwies sich als hartnäckig. Nach drei Monaten Behandlung war noch keine Menderung des Zustandes zu merken. Der Mann hörte nicht und sah nicht, er fragte nun auch nicht mehr, wo er wäre. Dafür hat er jeden Tag: „Ich möchte halt heim!“ Stundenlang sprach er diese Bitte vor sich hin, im Schlaf jarrte er sie fliehend hinaus, so daß der Professor eines Morgens befohlen, den Vater des Mannes holen zu lassen. Vielleicht bewirkte die Freude des Wiedersehens, was die Instrumente der Wissenschaft nicht vermocht hatten.

Vier Tage später stand der Vater im Empfangsraum der Universitätsklinik. Der Professor legte ihm in vorstichtig schonenden Worten den Fall seines Sohnes klar, sprach auch von dem günstigen Einfluß, den er sich von der Begegnung erhoffte und ermahnte den Bauernmann, beherricht zu bleiben. Ueber das harte Gesicht des Vaters lief nur ein leichtes Lächeln, als er von dem erschütternden Schicksal seines Sohnes hörte. Seine dunkelsten Ahnungen waren also übertroffen.

Die Begegnung verlief ohne jedes Ergebnis. Der Sohn spürte wohl, daß jemand an seine Seite trat, aber er erkannte den Vater nicht. Er murmelte nur immer: „Ich möchte halt heim! Heim nicht ich halt!“

Der Professor nahm den Vater auf die Seite und fragte, ob er bereit sei, den Sohn mit heim zu nehmen. Ein wortloses Kopfnicken war die Antwort. Der Vater mußte aber sofort telegraphieren, wenn sich bei dem Sohn auch nur ein leiser Schimmer des Gesichts und Gehörs melde. Wieder ein stummendes Kopfnicken.

In später Nacht fuhr der Bauer mit seinem blinden und tauben Sohn der Heimat entgegen. Ein Pfleger begleitete sie. Sie saßen still nebeneinander, der Blinde zwischen den beiden Begleitern. Und auch da fluchte der Sohn von Zeit zu Zeit: „Ich möchte halt heim!“

Fünf Wochen ist der Mann schon in seinem väterlichen Haus. Er weiß es noch nicht. Wer soll ihm auch sagen, wo er

ist? Er sitzt zwischen Vater und Mutter, aber er sieht nicht, und er kann nicht hören, was sie sprechen. Wohl ist sein Taftinn und auch der Geruchssinn bereits wunderbar fein entwickelt. Daß er sich nicht mehr im Lazarett befindet, ist ihm aufgegangen. Daß er aber daheim ist, ahnt er noch nicht. Darum bitter er monomach, wenn die Eltern seine Hände halten, flehentlich: „Ich möchte halt heim! Heim nicht ich!“

Geht der Vater durch das Dorf, so ziehen alle, die ihm begegnen, tief den Hut. Die einfachen Gemüter seiner Dorfgenosfen empfinden ehrfürchtig die Schauer des außerordentlichen Schicksals, das seine hohe Gestalt umwöltert. Man wagt es nicht, ihm Trost zuzusenden.

In den letzten Tagen ist dem Vater ein Einfall gekommen, wie er vielleicht doch dem blinden und tauben Vaden die Heimat, die er so sehnsüchtig sucht und die ihn doch schon besitzt, nahebringen kann. Er führt ihn durch das ganze Haus. In den Viehstall, in die Scheuer, auf die Wiesen und Felder hinaus, immer hoffend, ein Jäger Witz der Erkenntnis möhle in das Dunkel zünden. Nichts, nichts erinnert den Blinden an Gelebtes bisher.

So geht in einem einsamen, weltverlassenen Dorf Oberfrankens ein Mensch durch die Welt, mit allen Fiebern des Herzens die Heimat suchend, ein Mensch, der in der Heimat ist, der es aber nicht weiß.

Sohn des Oedipus, den barmherzige Vater- und Mutterhände durch das dunkle, ungeheure Schicksal leiten, welchen Gott magst du erzürnt haben?

Wie Eulenspiegel im Zeppelin fuhr.

Einmal hat der Graf Zeppelin auch den Eulenspiegel mitfahren lassen.

Aber als es höher und höher ging, fing Eulenspiegel an: „Ich will heraus, ich will heraus, da oben wird mir die Luft zu dünn!“

Graf Zeppelin sagte: „Das hat man davon, daß man Dich mitgenommen hat; fangst hier oben an zu jeteren wie ein kleines Mädchen. Der Zeppelin ist doch keine Strohhose, die alle zwei Minuten aus- und einsteigen läßt. Und dann sind wir hier über Dingsbüschen, da kann man nicht landen; und überhaupt, wenn man auf jeden Notruf hören wollte!“

Eulenspiegel sagte aber: „Ich will nicht mehr!“ Und als sie am Dingsbüschener Rindstirn vorbeikamen, sprang er hinaus und schnappte sich glücklich am Quersohlen des Rindstirnzuges.

Da hing er nun dran wie am Turnred. Das erste, was ihm

Inzwischen waren die anderen drei Offiziere den Händen der Gassenjungen und Summter durch die Dorfsteifen und Wälder entziffert und vor weiterer Unbill geschützt worden, aber nicht ohne vorher tüchtig durchgebleut worden zu sein, wobei einem von ihnen der linke Arm nahe am Handgelenk gebrochen worden war — ein einfacher Bruch des dünnen Ellenbogenfortsatzes. Sie wurden gleichfalls zur Dreifachente gebracht; man zeigte ihnen die verwundete Frau, gab ihnen durch Geistes zu verstehen, sie verdienten, daß man ihnen wegen dieses Nordes die Hälse abschneide; man stieß mit (glücklicherweise nachten) Füßen, aber in diesem Moment machten die Kletterer und die Konstabler der Wächterhandlung ein Ende. Schließlich wurden die drei in ihren Wägen ins Lager gefahren, und für diesen Tag hatte der Zwischenfall ein Ende.

Kein englischer Böbelhaufen hätte sich bei einer ähnlichen Herausforderung auch nur im geringsten besser benommen, und wenige würden so geringes Unheil angerichtet haben.

Es ist nicht viele Monate her, daß ein alter Mann — kein Fremder und kein Ungläubiger — in den Straßen Londons zu Tode getrampt wurde, weil ein Parkwächter, der ihn aus einem öffentlichen Garten hinausgewiesen, ihn in den Verdacht schlechten Betragens gebracht hatte. In Denshawai waren die Offiziere nicht im Dienst, Sie begingen in ihrer privaten Eigenschaft als Sportmänner eine bedenkliche Plünderung an einem armen Dorfe, indem sie sein lebendes Inventar abschlochten. Sie hätten streng getadelt und darauf aufmerksam gemacht werden sollen, daß sie sich für das, was ihnen zugestohlen war, bei sich selbst zu bedanken hätten; und die Dorfbewohner, die sie angefallen, hätten mit Milde behandelt und ihnen versichert werden sollen, daß das Laubenschießen in Zukunft nicht mehr erlaubt sein würde.

Das ist es, was hätte erfolgen sollen. Nun höre man, was tatsächlich erfolgte.

Abd-el-Nebi wurde mit Berücksichtigung der Verwundung seiner Frau nur zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Und unsere Nachsicht begnügte sich nicht damit. Sein Weib wurde überhaupt nicht bestraft — sie wurde nicht einmal des Diebstahls jener Schrotladung beschuldigt, die man in ihrem Körper fand. Und damit Abd-el-Nebi sich mit seinen fünfundsiebzig Jahren bis an das Ende seiner Tage nicht einsam fühlte, wurde gleichzeitig mit ihm ein anderer junger Mann lebenslänglich ins Zuchthaus geschickt.

Hassan Nabfoua gegenüber wurde keine Sentimentalität bezogen. Ein ägyptischer Laubenschießer, der sich gegen britischen Sport anlehnt, britische Offiziere und Belletristen bedroht, wenn sie seine Lauben schlehen, und Offiziere mit einem wirklichen Stod schlägt, ist ohne Zweifel ein Kaufbold, und man muß an ihm ein Exempel statuieren. Zuchthausstrafe genügt nicht für einen Mann von sechzig Jahren, der wie siebzig ansah und möglicherweise nicht lange genug gelebt hätte, um auch nur fünf Jahre abzuhängen. Hassan wurde also gehängt, und zwar, um seiner Familie ein besonderes Zeichen von Berücksichtigung zu geben, gerade vor seinem Hause, von dessen Dach aus seine Weiber und Kinder und Enkelkinder das Schauspiel genießen konnten. Und aus Furcht, dieses Privilegium könnte die Eifersucht anderer Familien erregen, wurden noch drei Bewohner von Denshawai mit ihm zusammen gehängt. Sie ertrugen die Feiertagsfeier mit Würde und bekannten sich zu ihrem Glauben, „leider dem mohammedanischen“, wie Mr. Sedoniff gesagt haben würde. Hassan jedoch „lebte mit lauter Stimme Verderben herab auf die Häuser derer, die Zeugnis gegen ihn abgelegt hatten“; und ein gewisser Darweish wurde sogar ungeduldig und wagte dem Henker zu sagen, er möge sich beeilen.

Der Tod durch den Strang ist jedoch die am wenigsten internationalen Form der öffentlichen Hinrichtung; er entbehrt jener Elemente von Blut und Morier, nach denen die militärische und bürokratische Phantasie lechzt. Da nur für einen Mann auf dem Galgen Platz war und man ihn, um zuverlässig zu arbeiten und der Familie genügend Zeit zu geben, ihn baumeln zu lassen, eine halbe Stunde hängen lassen mußte, (ihn langsam um seine Achse drehend“, wie es die Lokalblätter schilderten), so hatte man auf diese Weise zwei Stunden Zeit, um vier Männer zu töten. Deshalb hielt man die Unterhaltung durch Auspeitschungen im Gang, indem man acht Männern je fünfzig Stockhiebe verabreichte; elf Hiebe mehr als das höchste Maß, das nach dem Gesetz Mosais gestattet war. Es ist unfaßbar beruhigend, aus den amtlichen Berichten, die dem Parlament vorlagen, zu erfahren, daß „bei Hinrichtungen die gebührende Würde gewahrt wurde“, daß „bei ihrer Ausführung alle mögliche Menschlichkeit an den Tag gelegt wurde“ und daß „die Einrichtungen bewundernswürdig waren und allen Beteiligten

viel Ehre machten“. Da sich dieses Zeugnis allem Anschein nach nicht auf die Opfer bezieht, werden diese offenbar amlichschlechts überhand nicht als an den Vorgängen beteiligt betrachtet.

Gesamtsumme der Morgenarbeit: vier Hinrichtungen, zwei lebenslängliche Zuchthausstrafen, eine fünfjährige Zuchthausstrafe, sechs siebenjährige Zuchthausstrafen, drei Verurteilungen zu einem Jahr Zwangsarbeit und fünfzig Stockhieben und fünf Verurteilungen zu nur fünfzig Stockhieben.

Lord Cromer bezeugt, daß dieses Vorgehen „gerecht und notwendig“ war. Er fährt auch seine Gründe an. Es scheint, daß die gepriesene Gerechtigkeit, die die Engländer im Jahre 1884 eingeführt haben wollten, nur in der Einbildung existierte und daß die wirkliche Arbeit, die mit der ägyptischen Unordnung aufzuräumen sollte, von Kommissionen verrichtet wurde, die aus ägyptischen Straßendräberrn zusammengesetzt waren. Diese Kommissionen fielen über das beschuldigte Dorf her, sobald ein Verstoß gemeldet wurde, nahmen alle Beteiligten fest und setzten ihnen mit nennbaren und unnennbaren Mortern zu, bis sie alle die beschuldigten, die man von ihnen beschuldigt zu sehen wünschte. Die Beschuldigten wurden ihrerseits gemartert, bis sie alles und jedes eingestanden, dessen man sie beschuldigte. Sie wurden dann getötet, gepöbelt oder ins Zuchthaus geworfen. So sah die Wirklichkeit hinter der Illusion aus, die uns nach der Beschreibung Alexandriens zu betäubte.

Nun galt es, der Situation Trost zu bieten. Die Ordnung mußte irgendwie aufrechterhalten werden. Deshalb bekamen wir im 1895 einen Gerichtshof, in welchem drei englische und zwei ägyptische Beamte saßen und eine wirklich unbegrenzte Autorität der Bestrafung ausübten, ohne Schöffen und ohne Berufung. Sie repräsentierten die beste Einrichtung, die unsere gerichtliche und militärische Beamtenherrschaft hervorgebracht hat. Die diese beste Einrichtung beschaffen ist, mag nach den Sprichwörtern über die Bewohner von Denshawai beurteilt werden.

Wenn Lord Cromer in seiner amtlichen Verteidigungsrede des Richters sagt, daß „den Angeklagten eine vollkommen unparteiische Untersuchung“ gewährt worden sei — man beachte: nicht etwa eine Untersuchung, die so wenig parteilich war, wie menschliche Schwachheit es nur immer gestattet, was das Höchste ist, was von einer Untersuchung hier auf Erden gesagt werden kann, sondern „eine vollkommen unparteiische Untersuchung“ — so glaubt er ohne Zweifel, was er sagt, aber seine Meinung ist in erster Linie interessant als Beweis für seine Geistesbeschaffenheit und für den Grad, bis zu dem man, nach dreißigjähriger Amtstätigkeit in Ägypten, das richtige Gefühl für englische Worte verliert.

Aber ich muß diese ergebnislosen Parlamentsakten entschlossen zu klappen. Ich habe genug davon zitiert, um ein Bild entwerfen zu können und um meiner Barmherzigkeit an England Ausdruck zu verleihen; wenn sein „Reich“ bedeutet, daß die Welt regiert wird wie Denshawai im Jahre 1906 regiert worden ist — und das ist es, fürchte ich, was das „Reich“ für den größten Teil unserer aristokratisch-militärischen Kaste und für unsere Jingoistokraten bedeutet — dann kann es auf der Welt keine heiligere und dringendere politische Pflicht geben, als die Zerstörung, Belämpfung und die Unterdrückung des „Reiches“ und nebenbei die Humanisierung seiner Verfechter durch ästhetische Erfahrungen, schließlich auch durch Einrichtungen, die sich durch ehrgeizige Willkür gegen die göttliche Natur verstoßen. Was die Ägypter betrifft, so wird jeder Mensch, der mit Rivwasser getauft ist und nach dem Denshawai Zwischenfall jemals freiwillig sich dem Britischen Reich unterwirft und ein Bündnis mit uns eingeht (ausgenommen ein Bündnis freier und gleichberechtigter Staaten), das Schlimmste verdienen, was Lord Cromer „gerecht und notwendig“ finden kann. Das ist, was ihr erreicht dadurch, daß ihr verlorst, eure Oberhoheit durch die Erzfesse erkrankter Soldaten zu beweisen und durch die Herrschaft entmenschter Beamten, statt durch mutige Hilfsbereitschaft und sittliche Ueberlegenheit.

Diese höhnische und von verlegenden Ironien durchsetzte Anklage gegen den englischen Militarismus steht in der Einleitung zu Shaws politischer Komödie „John Bull's andere Insel“ (Verlag S. Fischer, Berlin). Die Kritiker sind sich darüber nicht einig, ob diesem Drama ein besonderer Wert innewohne. Aber alle Freunde der Gerechtigkeit und der Freiheit werden sich darüber einig sein, daß Shaws hundert Seiten lange Einleitung — die die irische und verwandte Fragen englischer Unterdrückung behandelt — von besonderer Bedeutung ist und das Manifest gegen den Geist von Denshawai zumal.

Das Frauenbuch des Krieges.

Es ist eigentümlich: nicht von unseren Jünglingen, unseren Anzertanen kamen die stärksten dichterischen Aeußerungen zu diesem Kriege. Gerade die, auf die wir erwartungsvoll blickten, verfielen jämmerlich. Sie fanden nicht das Wort, dem wir lauschten: das Wort, das unsere Seele löst. Neue Menschen mit neuer Erlebnisfähigkeit mußten an dem Ungeheuren, das mit uns geschah, heraufwachsen, um unserem vielfach gespaltenen, zerrissenen Empfinden das Wort zu leihen, und in dem Kriege wurden uns Namen teuer, die wir vordem nie genannt. Und sie kamen, das muß gesagt werden, nicht aus den Schichten der Gebildeten, sondern aus dem Volke, wie die Brüder, Bersa und Bortel. Aus dem Dunkel stammte es auf, und aus den Tiefen strahlte Licht in die Rot unserer Herzen. Man stand erschaut und fragte: woher kam diesen Menschen diese Stimme?

Und wieder steht man erschaut vor einer Stimme, die plötzlich von dem Leichengebilde der Zeit zu uns herniederredet. Es ist ein unbestimmter Mund, der spricht. Aber das Wort, das aus ihm geht, ist das Wort von Millionen, und wie das Lied jener Proletariendichter die gebundene Seele des Volkes löste, so reden aus diesem Munde unabhängige Seelen, deren Schicksal sonst Gebundenheit und duldbares Schweigen war. Die Seele der Frau schreit ihre Verurteilung in die Zeit. Und wie bei den Brüdern, Brüder, Bortel, gibt dieser Zusammenhang der Stimme Kraft und Widerhall. Die Saiten sind über eine Harze gespannt, die aus den Schmerzen unser Volk gebauert.

Eleonore Kallowa — niemand konnte gestern den Namen dieser Dichterin. Morgen wird er in aller Munde sein. Mit ihrem Buch „Der Rauch des Opfers“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) hat sie das Frauenbuch des Krieges gegeben; das Menschenbuch der Frau aus dieser Zeit. Es ist nicht das Produkt einer bestimmten Geistesrichtung. Es ist nicht die Äußerung eines weltanschaulich bewußten Eingeständnisses. Was spricht, ist das Gefühl einer Frau, durch das die Ereignisse anstreifend hindurchgehen. Eine Ironie; aber man sieht hinter ihr die Schären; sie, die Gebärterin, aus denen der große Strom des Lebens gekommen, der nun im unendlichen Meer des Todes versinkt. Sie fühlen nur die beiden Dinge: Liebe und Tod. Zwischen diesen beiden Polen schwingt ihr Wesen, und sie sind im Kriege die wachhaft, die tausendfach Leidenden.

Als ein einziges Gedicht laut sich dieses Buch auf, als eine einzige Klage und ein welterschütternder Schrei. Dieses Buch ist ein hoher dichterischer Gewinn. In Eleonore Kallowa ist eine Dichterin aufgestanden von einer Wortmacht, die die Seelen fortreibt.

Aber stärker ist der menschliche Gewinn des Buches. „Wir waren Ohr, nun werden wir zum Mund.“ „Wir waren Aug, nun werden wir zur Hand.“ „Wir wollen es mit Hand und Mund verbinden, daß solche Mutzeit unsern Kindeskindern noch einmal wird!“

sagt die Dichterin. Sie hat die Not der Frau, der Gebundenen, der Stumm Duldenden, ins Licht emporgehoben, und sie hat ihr Leid zur Kraft gemacht und zu heiligem Willen. Der Mund, der lange geschwiegen, redet. Und das ist erste Tat. In blutiger Zeit ward hier ein Saatkorn der Menschlichkeit von einer Frau in die Herzen gesetzt. Nun soll dies Manifest des Menschentums Frucht werden.

H. J. A. M. e. r.

Deutsche Leistungsfähigkeit.

In den Sälen der königlichen Akademie (Am Pariser Platz) ist eine Ausstellung zu sehen, die den Beweis liefert, daß Deutschland trotz der unerhörten Forderungen, die der Krieg an alle seine Kräfte stellt, doch noch leistungsfähig genug ist, um bedeutende Aufgaben des Friedens und Hochbaues zu erledigen. Zahlreiche Photographien, die nicht immer sehr schön sind, die aber für diesen Zweck im allgemeinen ausreichen, zeigen Bauanlagen, die während des Krieges entstanden sind und einen Gesamtwert von 850 Millionen Mark darstellen. Selbst der Unterbau ist von solchem Ergebnis überaus reich; es ist ganz selbstverständlich, daß wir diese erfreulichen Tatsachen nicht leicht bei uns behalten dürfen, daß wir sie vielmehr weiten Kreisen, besonders dem neutralen Ausland unterbreiten müssen. Die Photographien soll denn auch auf eine Propagandareise gehen. Sie werden denen, die bereits damit rechnen, daß demnächst Deutschland wirtschaftlich zusammenbricht, sehr sinnfällig demonstrieren, wieviel überschüssige Kraft, wieviel militärisch noch nicht in Anspruch genommene Arbeiter, wieviel flüssiges Geld Deutschland noch aufzubringen vermag. Dabei ist zu bedenken, daß diese Vorführung selbstverständlich nicht alles erfährt, was seit August 1914 in Deutschland gebaut worden ist; alle militärisch wichtigen Anlagen konnten nicht gezeigt werden, die Privatbauten, die zahlreichen Einfamilienhäuser, die während der letzten Jahre aufgestellt wurden, sind nicht gesammelt worden.

Einzelne Ziffern wirken besonders überzeugend; so haben wir z. B. die Abbildungen von 48 großen Schulbauten, für die 24 Millionen Mark aufgewandt worden sind. Auch große Anlagen von Gartenschlüssen und anderen Siedelungen, von Bodenanstalten, Bahnhöfen, Rathäusern und Rathhäusern beschäftigen, daß Deutschland trotz des Krieges den mannigfachen Kulturaufgaben gerecht zu werden vermag. Sogar einige Theater, Konzerthallen und Museen sind fertig geworden; die gewaltigen Neubauten auf der Berliner Museumsinsel werden rüstig gefördert.

Was nun die Qualität der gezeigten und während des Krieges fertig gewordenen Bauwerke betrifft, so ist da naturgemäß keine Ueberrückung zu melden. Vieles ist künstlerisch unzulänglich; anderes genügt einem halbwegs anständigen Niveau. Daneben sind hinreichend Beispiele vorhanden, aus denen jeder Sachverständige feststellen kann, daß die deutsche Baukunst sich von ihren früheren Varianten, besonders von der ortsigen Repräsentation (die freilich noch immer mehr herumspinn, als wünschenswert wäre) eingemangelt befreit hat, und daß sie darüber hinaus durch eine ganze Schaar wahrhaft produktiver Künstler viele eigene, ebenso zweckmäßige wie formal durchgebildete Leistungen hervorbringt.

R. H.

Der Henker von Litauen.

Mit Erbitterung und Abhien gedenkt die ihre Verletzung und Selbständigkeit erlebende litauische Bevölkerung noch heute eines Mannes, der 1863-65 mit antichristlicher Willkür und Gruppelweiser Rohheit über dem armen Volke die russische Knechtenschaft, die „der Henker von Litauen“ leitete. Michael Kistolewitsch Murawiew in der Gedächtnis dieser mörderischen Unterdrückung Nation fort. Wie ein Symbol mußte es dem Volke erscheinen, als die Russen 1915 bei ihrem Abzuge aus Litauen das von der dankbaren litauischen Regierung dem „Kaiserlichen Litauen“ errichtete Denkmal im Triumph mitnahmen, und zwar in einer Art, die unbeschäftigterweise des Henkers durchaus würdig war. Man legte nämlich dem in Bronze dargestellten einen Strich um den Hals und hob so das Standbild vom Sockel herab. Selbst die zu der Zeremonie zur Verfügung kommandierten russischen Offiziere konnten kaum ein häßliches Lächeln unterdrücken. Gras wächst jetzt auf dem Platz, auf dem das Denkmal stand und den die Litauer früher soviel wie möglich gemieden haben. Die „Litauen“ berichten von diesem Ereignis, in dem man die rührende Hand des Schicksals erkennen möchte, und erzählt von der Schwere der Knechtenschaft Murawiew. Kaum zwei Jahre verwaltete dieser Mann als Generalgouverneur Litauen, und während dieser kurzen Zeit hat er fast 10 000 Opfer an seinem Gewissen, darunter 123 Hinrichtungen am Galgen, 972 Verhörungen in die Katorga, 1427 Deportationen nach Sibirien zum Zwecke der Anfechtung; ferner schickte er 3025 Männer als Soldaten tief nach Rußland hinein. Am erbarmungslossten ging er gegen die Edelente und die katholischen Geistlichen vor. Stand eine Hinrichtung bevor, so ließ er es unter Trompetenschlägen bekannt machen und der Teilnahme wurde durch die Stadt zur Nichtteilnahme geführt. Daß Murawiew nicht der Mörder der Bevölkerung verfiel, ist beinahe als Wunder zu bezeichnen. Seine Familie bewahrt noch eine Schatulle, deren letzter Inhalt aus einer Sammlung von mehr als hundert anonymen und ununterzeichneten Briefen mit Karikaturen und Darstellungen von Galgen und Guillotinen enthält, Sendungen, die der Henker von Litauen aus fast allen Ländern Europas erhielt.

Notizen.

— Vorträge. In der Provinz spricht am Mittwoch in der Reihe der Vortragsabende Prof. Julius Wolf über „Unterhaltungs- und Dienstleistungen, ein Zukunftsbild“. Am Freitag und Dienstag wiederholt Alice Schöler ihren Vortrag „Drei Monate an der Front“. Am Sonntag, Donnerstag, Freitag und Sonnabend: „Winter in der Schweiz“. Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht spricht am Mittwoch Prof. Adermann über „Die afrikanische Abteilung des Museums für Völkerkunde“. Eintritt frei. — Institut für Meereskunde: Dienstag, Prof. Herz „Irland“. Mittwoch, Dr. Köhler: „Valland“. Freitag, Prof. Hans Meyer: „Die portugiesischen Kolonien“. — Land und Leute aus Rußisch-Litauen: behandelt Dr. H. v. Wieders in den vereinigten Hochschulen (Kleberwallstraße 12, Aula) am Donnerstag 8 Uhr. Eintritt frei.

— Kriegerdenkmäler. Am Donnerstag stellt der Bund deutscher Gelehrter und Künstler im Künstlerhaus, Bellevuestraße 3, in der Zeit von 10 bis 6 Uhr, die Entwurfe aus, die bei ihm auf Grund ihres Preisausgleichens für Kriegerdenkmäler eingegangen sind.

— Ein Hamburgisches Wörterbuch. Der für die niederdeutsche Sprache und Literatur so verdienstlich wirkende Verein „Ludwoborn“ zu Hamburg hat beschlossen, die Schaffung eines Domburgischen Wörterbuchs in die Wege zu leiten. Sein Zweck soll die Sammlung der im Volksmunde gebräuchlichen Ausdrücke sein. Die Aufgabe ist dringend, weil das Großstädtische mehr und mehr die plattdeutsche Sprache verdrängt. Die Einrichtung wird nach Berufstreuen geplant und einbeitaig durchgeführt werden.

— Der Kuffler der Erde. Das türkische Unterrichtsministerium hat beschlossen, ein eigenes Gebäude für die Universitätsbibliothek in Konstantinopel bauen zu lassen, deren einzelne Fakultäten gegenwärtig in verschiedenen weit von einander liegenden Häusern untergebracht sind. Außerdem wird ein besonderes Gebäude für eine allgemeine Bibliothek gebaut werden. Auch ein Konsummuseum soll errichtet werden.

einfach, war natürlich ein dummer Streich: man könnte sich auch einmal mit der Kasse an den Kreuzbällen hängen!

Das tat er denn auch und kassierte dreimal in die Hände, daß alle Dohlen zu krächzen anfangen.

„Hunger haben sie“, sagte er, und da fiel ihm ein, er selbst hätte ja noch ein halbes Graubrot in der linken Hosentasche. Das hätte er sich mitgenommen, damit er im Zepelin was zu beißen hätte.

Er holte es heraus, steckte es wie eine Kielesigarette in seinen großen Mund und turnte sich auf den Kreuzbällen.

Und dann sah er drauf — und hurra! — da hinten flog auch der Zepelin und war anzusehen wie ein Graubrot.

Wie alle Dengel, wollte er nur das Weiche aus dem Brot herauskneifen; und weil ihn seine Mutter nicht auf die Finger klopfen konnte, ließ sich das ruhig machen.

Zuletzt hatte er nur noch die Kruste. Die wollte er den Dohlen zu freisen geben. Eine schlaue Dohle sagte: „Ich kriecher hinein, dann kann ich noch Weiches picken.“ Und als sie drin war, machte Gulenspiegel plätzlich die Hand vor die Öffnung, da hatte er eine Dohle im Graubrot gefangen.

Aber die Dohle war auch nicht dumm. Sie fraß sich unten durch und flatterte ihm schon längst wieder um den Kopf herum, als Gulenspiegel noch immer mochte, er hätte sie sicher.

Was als er nachsah, packte ihn die Wut, und er schmitz das Graubrot auf den Kreuzbälle herunter.

Dem Lehrer fiel es grad vor die Füße. Der sagte: „Hilfe, ein Graubrot vom Himmel gefallen!“

Und der Bürgermeister kam gesprungen und sagte: „Das kommt ins Museum.“

Als alle Leute in der Kirche waren, und es auf den Straßen und Plätzen gar kein Ameisengekreische mehr zu sehen gab, wurde es Gulenspiegel langsam da oben. Er turnte den Stuhlleiter hinunter und ritt wie der Teufel über den Dachstuhl.

Als er ungefähr in der Mitte war, hob er einen Dachschiefer auf und lauschte hinunter. Der Pastor war gerade am Predigen. Da rief Gulenspiegel: „Studud! Studud!“ in die Kirche und klappte schnell wieder den Deckel zu.

Das machte er ein paarmal, aber da hatte ihn der Jäger gesehen, der ging unten vorbei und brammte ihm eins hinten vor.

Und — parblauz — fiel er durchs Dach durch, dem Pastor auf den Schalldeckel, huppte hoch und kam auf die Orgel zu sitzen.

Da wollte er sich hinter die Orgelpfeifen verkriechen. Aber die Männer sind mit der Leiter gekommen, der Küster hat ihn beim Ohr genommen und alle Knochen taten ihm weh.

Das hatte er nun davon, daß er klüger hat sein wollen als der Graf Zepelin.

J. Baer,
Badstr. 28, Ecke
Horren- und Kanben-
Moden, Berufskleidung,
Eleg. Paletots, Uster,
Jeppen, Gr. Stofflage,
z. eleg. Maßanfertigung
Billigste, feste Preise

Heilanstalt
für naturgemäße Heilweise: Licht-
u. Elektrotherapie, Homöopathie,
Pflanzen- sowie Sauerstoff-Heil-
verfahren. Erfolgreiche, langjährige
Behandlung früher u. veralteter
Krankheiten jeder Art: Rheuma
und Gicht, mögl. ohne Arznei-
mittel. Sprech- u. Behandlungs-
zeit 9-1 u. 4-7, Sonntags
und Feiertage 9-1 Uhr.
Berlin SO 16
Brückenstr. 10b II
am Jannowitz-Bahnhof.

Lungen
und Halskrankheiten. Verlangen
Sie kostenl. Prospekt über
bewährte Heilmethode, ohne
Herufsetzung Sanitätsrat
Dr. Welkes Ambulatorium,
Berlin 118, Zimmerstr. 94.

Ich verlege am 29. Januar meine
Wohnung von Münzstr. 28 nach
Münzstr. 1.
San-Rat Dr. Paul Richter
Spezialarzt für Haar-, Haut- und
Geschlechtskrankheiten.

Verkäufe
Gold- u. Silber: haben Sie, wenn
Sie im Leibhaus Rolfsbader Str.
Unterstr. 22/23, Ecke Rolfsbader-
str. laufen. Am Freitag gemeinsame
Angebot. Gold- u. Silber sowie neue
Kostgüter, Gold- u. Silber,
Schmuck, Kette, Halsketten, Sommer-
kleid, Silberne Uhren 2., goldene
Fingerringe 2., Schmuckstücke,
Perlenketten. Auf Ihren bestmög-
lichen Garantiefest. Eigene Werkstatt.
Sonntag 12-2.

Wassergitarren: Stundloas!
Nachgeklänge! Opiumloas!
Tasten! Derengarde! Uhren-
verkauf! Schmuckstücke! Waren aller
Art! Überbilligste Preise! Ver-
kauf! Bauhauerstr. 7.

Wassergitarren, Monatsgitarre und
neue Herren- und Damen-
Kleidung, Paletots, Uster, elegante
Kostüme, Strohhüte, Plüsch-
mäntel, Hüte, Röcke, Damenkleid,
Kostüme und Wäschegegenstände.
Kaufhaus, Berlinerstr. 41 I.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Leinwand, Damast, Drapierstoffe 44
auswählbar. In jeder Größe Teppiche,
Gardinen, Vorhänge, Kissen, 5 Prozent
Barzahlung.

Lagerbier
Ersatz ist
Metus-Gold,
Schaum u. Farbe wie Lagerbier.
Malzbier
Ersatz ist
Metus-Caramel
vollmundig, süßig, nahrhaft und
wohlschmeckend.
Beid. Getränke sind ges. geschützt,
werden mit Garantie weder trübe
noch sauer.
Cider-Trank, Apfelgetränk v. Appa. at.
Bierersatz aus Wunsob grat.
Versand auch nach außerhalb
nicht unter 5 Liter.
Man verl. Gebrauchsanweisung!
Hermann Führer, Berlin,
Hanspl. 21.
Fernspr. Königstadt 2949.

Adlersaft
Dauert mehr Gemüts, doch fest unser Dutz,
uns recht zu machen. / Trägheit,
Schlappheit, dunklere Dämmerung, / Müde
Trüb- u. Schläfrigkeit haben Wirtus.
Duch u. Gesamtpreisliste gegen
Einsendung von 45 Pf. in Marken
Wider & Co. Somenmacher Esfurt 89

Musikinstrumente
Mandolinenspiel, Gitarren-
spiel, Dreimonatskarte zur
besten Ausbildung 6.- Monats-
konkurs, auf Wunsch Ausbildung
in kürzester Zeit. Lehrinstrumente
billig. Violinenspiel in zehn Stunden,
neuer Schaller, Klavierunterricht
schnell-fördernd Ernst, Dranten-
str. 166.

Violoncelle 18.-, feine Aus-
führung 25.-, italienische 30.-,
Sängerlaute 45.-, einjährige 25.-,
Hörner 12.-, erstklassige Qualität
25.-, Unterricht 6.- Monatskonkurs,
Klavier, einjährig 25.-, Solocello 50.-,
Ernst, Drantenstr. 166 III.

Harmoniumspiel, ohne Noten-
kenntnis, Harmonium (pottdilig),
Sonnenspielapparat mit sechs
300 Noten 50.-, Drantenstr. 166 III.

Clarinete mit fünfzig Unter-
legnoten 12.50 (Kadenpreis ca. 20.-),
große sechsstimmige 18.-, Violin-
zweistimmige 25.- (früher 45.-),
Harmonium (pottdilig) Dranten-
str. 166 III.

**Grammophon, Feldapparat, her-
liche Tonhöhe, Markt 25.- an 50.000
Schallplatten. Soden. Erschienen alle
Schlager der neuen Operetten. Ab-
gelesen, auch Schallplatten werden
das Stück bis Markt 1.50 in Zahlung
genommen. Kullerapparate billig.
Phonographen-Kauf, Alexanderplatz,
Belmerstr. 2, Chaussee-
str. 22, Große Frankfurterstr. 44,
Kreuzstr. 4, Germaniastr. 6, Berg-
str. 4. 267/18**

**Trichterlose Grammophone ver-
kauft preiswert. Preis, Schillmann-
str. 12. 8/8**

**Grammophon (pottdilig), eich-
gefasset 115.00 für 35.00. Leide,
Hilfenstr. 8, III. 8/12**

**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Kaufgesuche
**Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.**

Buchhandlung Vorwärts, Berlin, Lindenstr. 3
Solange der Vorrat reicht
können wir noch zu nachstehenden Preisen liefern:

Gerstäcker, Fr.
Reiseromane und Erzählungen
Jeder Band ist einzeln zu haben und kostet gebunden
statt früher M. 3,60 jetzt nur M. 1,80

1. Die Regatanten in Verfassung.
2. Die Regatanten des N. Nordp.
3. God, Ein fantastisches Lebensbild.
4. Das Amerika I.
5. Das Amerika II.
6. Kapit. Stenon und der Südpol.
7. Die Kolonie, A. Aslan, Lebensbild.
8. Eine Mutter, Roman.
9. Der Erste, Roman.
10. Die Kämpfe, Roman.
11. Der Erste, Roman.
12. Im Aufst. heimliche und unheimliche
Geschichten.
13. Die beiden Strahlungen, Austral. Roman.
14. Die Welt und Dantel.
15. Unter den Pflanzchen, Chinesischer
Roman.
16. Das Wasser, Matrosenleben. Aus
der See.
17. General Franco, Lebensbild aus
Cuba.
18. General Agulla, Lebensbild. Peru.
19. Aus zwei Weltteilen, Nord- und
Südamerika.
20. Der Kämpfer, Eine Gensjagd in
Tretel.
21. Reisen, Südamerika, Kalifornien, Die
Südsee.
22. Reisen, Australien, Java.
23. Erwerb und Jagd durch Nord-
amerika.
24. Im Fenster, Roman.
25. Die Welt.
26. 15 Monate in Südamerika I.
27. 15 Monate in Südamerika II. Aus
meinem Tagebuch.
28. Die Klauen und die Fellen, Peru-
anisches Lebensbild.
29. Neue Reisen durch die Vereinigten
Staaten Mexiko, Ecuador, West-
indien und Venezuela.
30. Unter Palmen und Buchen.
31. Schagen aus Kalifornien und Süd-
amerika. Der deutsche Auswanderer
Fabrizio und Schicksal.
32. Dantes Reisen.
33. In America, Amerikanisches Lebens-
bild. Im Aufst. an, nach America.
34. Einheimisches und Fremdes.
35. Araya und Cauer.
36. Höhen und Tiefen.
37. Die Missionare.
38. In Mexiko I.
39. In Mexiko II.
40. In den Neb Niser-Schlüpfen.
41. In Mexiko.
42. In Mexiko.
43. Deren Maßstab des Reisendeuten.
44. Reisen um die Welt I.
45. Reisen um die Welt II.

Sokal, (pottdilig), Kilogramm
3 Markt, laut Bolter, Thaxstr. 6.

Terpentinol, laut Bolter
Thaxstr. 6.

Platinabfälle Gram bis 7,30,
Hohngelbe! Schmelzladen! Ketten!
Kette! Platinabfälle! Goldschmelz-
abfälle! Platinabfälle! Höchstehend!
Siberienabfälle, Metall- u. Einlauf-
bureau, Weberstr. 31, Telefon
Kreuzstr. 4243.

Platinabfälle Gram bis 7,30
ebenso als alter Hohngelbe,
Ketten, Kette, Schmelzladen,
Kette, Goldschmelzladen zu ge-
richtigen Preisen. Metallolter John,
gegründet 1903, nur Wite Nalob-
str. 188 und Kottbusstr. 1
(Rottbusstr.) Nord-Play 12808,
firma genau beachten.

Leitorten 20 Wienig, Weinloken
1/ Wienig, aller Art, Schallplatten,
Wagen, jeden Volten, laut höch-
gehend Markt, alle Leipzig-
str. 21.

Col, Jede jeder Art, alle 3-4
Markt, Terpentinol, Spiritus,
Kette! Höchstehend! Nordindien,
Kottbusstr. 20, zwischen
Kottbusstr. und Niederbarnimstr.

Kopala 5 Markt, Markt 6 Markt,
Schmelz laut höchgehend! Nord-
indien, Kottbusstr. 20,
zwischen Kottbusstr. und Nieder-
barnimstr.

Reinhardt, alt, 14tätig, wegen
Kriegsbeschädigung 60.00 wertlos.
Stedowitz, Kreuzstr. 20, Sonasstr. 20.

Mechanikmittel gebraucht, zu
kaufen gesucht (privat). Preisliche
Angebote erbeten an Annoncenbureau
Rud., Steglitz. 15178

Unterricht
Maschinenbau, Elektrotechnik
Elektrotechnik, Ausbildung, Be-
weiser, Fachlehrer, Konstruktion, Pro-
jektive, Fachtechnisches Gewerbe-
Institut, Anhalter 2. Markt, Ingenieur,
Chausseestr. 1. 264/18

Damen Ausbildung als technische
Zeichnerinnen, sehr guter lohnender
Beruf, Tages- u. Abendunterricht, Pro-
jektive, Politechnisches Gewerbe-
Institut, Anhalter 2. Markt, Ingenieur,
Chausseestr. 1. 264/18

**Englischen Unterrichts für An-
fänger und Fortgeschrittene, sowie
deutsche und französische Stunden-
teile G. Ewerts, Charlottenburg,
Stuttgarterplatz 9, Gartenhaus IV**

**Klavierunterricht, Erweiterten
Schulmethodens, Monatspreis 4.-,
Klavierstunden frei, Musikakademie
Dramenstr. 63 (Kottbusstr.)**

Verschiedenes
Kaufgesuche Große Frankfurter-
str. 67. 68R

Vermietungen
Schlafstellen
Kleiner möbliertes Schlafstelle
resp. Heim findet alter Handwerker
oder Kriegsdienstliche bei Dame Cordel,
Kottbusstr. 88, Gartenhaus
barriere. 18068

**Möblierte Schlafstelle, 1 oder
2 Herren, alle Schönheitsstr. 55,
vorn IV. 18126**

Arbeitsmarkt
Stellenangebote
Schloher am Williararbeit ver-
langt G. Guld, Tempelhofer, 98R

**Kontoristinnen, tüchtige, un-
unter 18 Jahren, mit schöner Aus-
bildung, sofort gesucht. Redungen
1-2 Uhr mittags oder 6-7 Uhr
abends, H. Jandorf u. Co., Belle-
Alliancestr. 1/2.**

Arbeitsmarkt
Stellenangebote
Schloher am Williararbeit ver-
langt G. Guld, Tempelhofer, 98R

Arbeitsmarkt
Stellenangebote
Schloher am Williararbeit ver-
langt G. Guld, Tempelhofer, 98R

Besten sofort gesucht. Zu melden
H. Jandorf u. Co., Große Frank-
furterstr. 113, beim Pflanz-
meister.

**Verkauferrinnen für Buch und
Wochenblätter** sofort gesucht. Redungen
1-2 Uhr mittags oder 6-7 Uhr
abends, H. Jandorf u. Co., Belle-
Alliancestr. 1/2

Jun. Arbeiterinnen sofort ge-
sucht. Redungen 1-2 Uhr mittags
oder 6-7 Uhr abends, H. Jandorf
u. Co., Belle-Alliancestr. 1/2

Schulmädchen im Alter von 14-16
Jahren aus adäquater Familie gegen
monatliche Vergütung sofort gesucht.
Redungen in Begleitung der Eltern
oder des Vormundes 10-2 Uhr vor-
mittags oder 6-7 Uhr abends in
der Personalverwaltung, 4. Stod.,
H. Jandorf & Co., Belle-Alliance-
str. 1/2.

Junger Mädchen zum Verpacken
und Packen von Lederwaren, Wil-
helm Guttman, Dresdenerstr. 75.

Zeitungsträgerin sofort ver-
langt, Vorwärts-Expedition Mark-
str. 26.

Zeitungsträgerin mit Hilfe
sofort verlangt, Vorwärts-Expedi-
tion Markstr. 26.

Zeitungsträgerin für Herrn-
dorff und Waldmannplatz sucht Kienal,
Kottbusstr. 10.

Zeitungsträgerin verlangt
Vorwärts-Expedition, Wallstr. 9.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Kutscher
möglichst militärfrei.
Heinze & Blandert,
Erste deutsche Stahlfederfabrik,
Berlin, Georgenkirchstr. 44.

Ein Elektriker,
ein Maschinenschlosser oder Mechaniker,
welcher auch drehen kann, für sofort gesucht.
Cigarettenfabrik Garbaly, Pankow.

Elektromonteur und Hilfsmonteur
sucht sofort für dauernde Beschäftigung, hoher Stundenlohn, Arbeits-
zeit jehtständig, zeitweilig auch überstunden.
**Auergesellschaft Stadtabteilung, Rother-
str. 6/7.**

Schlosser oder Mechaniker
militärfrei, zum Einrichten an Zigarettenmaschinen, sofort gesucht.
**Zigarettenfabrik Garbaly, Berlin-Pankow,
Hadlichstraße.**

Hilfsdienstpflichtige
die unbeschäftigt sind, können sich als Wächter melden.
**Berliner Wach- u. Schließ-Gesellschaft,
Arnonenstr. 15.**

**Zeitungsträgerin, 1. Be-
kannter, verlangt, Vorwärts-Ex-
pedition, Markstr. 26, beim Pflanz-
meister, 113, beim Pflanz-
meister.**

Zeitungsträgerin sofort ver-
langt, Vorwärts-Expedition Tempel-
hof, Kaiser-Wilhelmstr. 74, Ecke
Berderstr. 4

Zuschläger
verlangt Oskar Fris u. Co.,
Schneiders, Eisenacher Str. 44.

**Kolonnenführer,
Revolvernieter
und Schlosser**
für leichte Eisenkonstruktion ver-
langt sofort Hugo Achenbach,
Fabrik für Eisenkonstruktionen, Berlin-
Wilmanns, am Bahnhof Wilmanns-
str. 4.

Erfahrene Einrichter
aus Hirschfelder werden eingestellt.
Ternberg, Reiterstr. 1.

Schuhmacher
seiner Damenböden gesucht. 175/5
O. Eichler, Schwanstr. 10.

Zimmerleute gesucht.
Polaplay Zimmermann & Sohn,
Charlottenburg, Eppendorferstr. 25/26.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

Meister
für untere Handwerks- und zur Beaufsichtigung eines Teiles
der maschinellen Anlagen gesucht. Nur Vorkenntnisse wollen sich
schriftlich mit Angabe von Referenzen melden.
Gehaltsansprüche bei freier Beschäftigung erbeten.
8/10
M. Kempinski & Co.

**Trotz
Warenknappheit**
sind meine Läger
Teppiche, Möbelstoffe,
Gardinen, Läuferstoffe usw.
Tisch- u. Diwanddecken usw.
noch reich sortiert!!
**Viele dieser Artikel
zu alten Preisen!!**
Teppich-Spezialhaus
Emil Lefèvre
Berlin-Süd. Seit 1882
nur Oranienstr. 158.
Mein allbekanntes
Haus hat keinerlei Be-
ziehung zu ähnlich lau-
tender Firma!!

Kaufe Säcke
jeden Sorten, auch zerrißene, leichte
Emballagen. R. R. R. R. Berlin,
Lottbingerstr. 64, Norden (10735).

Verschleißer,
tüchtig, zuverlässig, für Automaten
sofort verlangt. Konjunkturfabrik
Hofa, Angerstr. 80. 8/1

Schmiede
auf Gezeckarbeiten (Gussstücke und
andere), Schirmer, Gezeck
(nur gelernter Schmiede), auch
jüngere sowie gartensiedler u.
arbeitsverwendungsfähige, für
einmalige, leichte Arbeiten bei hohem
Lohn verlangt

Alex Herman,
Pank-Str. 29.

Schmiede
auf Gezeckarbeiten (Gussstücke und
andere), Schirmer, Gezeck
(nur gelernter Schmiede), auch
jüngere sowie gartensiedler u.
arbeitsverwendungsfähige, für
einmalige, leichte Arbeiten bei hohem
Lohn verlangt

Alex Herman, Berlin,
Kaiser-Wilhelm-Str. 10/11.

Lehrlinge
mehrere, stellt zu Ostern oder früher
ein. F. Osenberg,
Maschinenfabrik u. Eisenkonstruktion,
Lichtenberg, Herzbergstr. 24/25.

Kutscher
zuverlässig, der in Berlin gut
Bescheid weiß, guter Pferdepfleger,
sofort gesucht.
Edmund Müller & Mann,
Tempelhofer, Berlinerstr. 167.

Klempner auf Blecharbeiten
berlangen 18145
Brendel & Loewig,
Rennburger Str. 27.

Schlosser Maschinenbau
und Blecharbeiten bei gutem Lohn
gesucht bei 18126
Hillig, Reitzstr. 30.

Tüchtigen Klempner
auf Reparaturen verlangt
Freymark, Haldenburgerstr. 3.

Schneider
auf leichte Damenmäntel, große
Vorkenntnisse, verlangen
Epstein & Baruchsohn,
Bernauer Str. 74.

**Tüchtiger Schmied
und Zuschläger**
bei hohem Verdienst sofort verlangt
Maschinenfabrik Ernst Neels,
Charlottenburg, Haldenburger Ufer 7.

Handnäherinnen
(zwei Nadel) sucht 18126
C. Pose,
Fabrik f. Militär-Anordnungen,
SO, Schöneberg Str. 29/30,
3. Etagenbude 1 Treppe.

Arbeiterinnen
auf leichte Damenmäntel verlangen
Epstein & Baruchsohn,
Bernauer Str. 74.

**Einrahmerin,
Kompletiererin**
suchen M. a. u. M. a. u., Hal-
str. 57.